

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE QUARTALSCHRIFT

111. JAHRGANG

1963

2. HEFT

Über den Gegensatz von Jugend und Alter im Klerus

Von Johann Fischl

Das Zeitproblem

Es wäre eine Romantik zu glauben, daß die heutige Jugend von innerer Ehrfurcht vor dem Alter erfüllt sei. „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen¹⁾.“ „Höre schweigend zu, wenn du noch jung bist. Sprich als Jüngling nicht von dir selbst, erst wenn man dich zweimal fragt, so antworte kurz²⁾.“ Solche Sätze sind heute, wenn man sie nicht als Ausdruck des Mitleids faßt, reichlich antiquiert. Man macht die Jugendlichen erst recht wütend, wenn man sie gar auf die „gute alte Zeit“ hinweist, in der das heutige Benehmen ganz undenkbar gewesen wäre. Der Jugendliche steht mit beiden Beinen in der Gegenwart. „Er bejaht sie und versucht, sich ihr — oft übertrieben — anzupassen. Er will mit der Zeit gehen. Er ist stolz auf sie. Stolz auf die modernen Errungenschaften der Technik. Stolz auf die Raketen und Erdsatelliten. Ja er lebt derart im Bewußtsein der immerhin so aufregenden Gegenwart, daß er gar nicht daran denken will, daß es einmal anders war³⁾.“ Auch die theologischen Studien und geistlichen Weihen können diesen Geist nicht abschirmen. Auch in unserer Jugend finden sich Affekte der Abneigung gegen die älteren Vorgesetzten, Affekte der Mißachtung und offensichtlichen Feindseligkeit. Der Jugendliche braucht keinen Rat, er findet es eher als arge Zumutung, will man ihn etwa gar noch belehren, wie er seine Seelsorgsarbeit einrichten soll. Er hält die Ansichten der älteren Mitbrüder für hoffnungslos veraltet, er fühlt in sich geradezu die missionarische Pflicht, die Seelsorge in seinem Wirkungsort zu modernisieren. Umgekehrt ist der Pfarrer oft voll Groll über die Aufgeblasenheit und die Arroganz des jungen Kaplans, der große Töne von sich gibt, noch ehe er gezeigt hat, daß er wirklich etwas zu leisten versteht. Er klagt darüber, daß der junge Kaplan sich respektlos und ungehorsam benimmt, daß er mit seinem Auto stets unterwegs ist, daß er unpünktlich zum Essen kommt, daß er selten im Beichtstuhl anzutreffen ist, daß er Predigt und Katechese schlecht vorbereitet und daß er überall seine eigenen Wege geht. Man kann nicht selten von einem einschichtigen Pfarrer den Seufzer der Erleichterung hören: „Gott sei Dank, daß ich keinen Kaplan brauche!“ Nur zu leicht überträgt sich diese Span-

¹⁾ Lv 19, 32.

²⁾ Sir 6, 35; 32, 9—14.

³⁾ Reinprecht H.: Liebe, Jazz und bange Eltern, Graz (Styria-Verl.) 1962, S. 81 f.

nung auch auf die Haushälterin und die übrigen Hausgenossen, die bald für den Pfarrer, bald für den Kaplan Stellung nehmen, so daß jener Zustand in das Pfarrhaus einzieht, den Thomas Hobbes als den Urzustand der Menschheit bezeichnet hat: „Bellum omnium contra omnes!“ Das Üble ist, daß solche Spannungen im Pfarrhaus bald der ganzen Pfarrgemeinde bekannt werden und daß dabei der Gruß „Pax vobis“ gewaltig an Resonanzkraft verliert.

Gründe?

Der Gegensatz von Jung und Alt ist derart in der Natur der Dinge begründet, daß Heraklit sagen kann: „Der Krieg ist der Vater aller Dinge.“ Der Gegensatz ist darum so alt wie die Menschheit. Alle Pädagogen sind aber doch der Ansicht, das dieser Gegensatz in unserer Zeit eine ganz einmalige Verschärfung erfahren hat. Warum? Man weist gerne auf den Nationalsozialismus zurück, nach dem die Jugend derart der Mensch Nr. 1 wurde, daß die Alten zu „Ballastexistenzen“ herabsanken. Man sieht im heutigen Liebeswerben aller Politiker um die Jugend und im auffallenden Getue mit den Teenagern nur Nachwirkungen jener Zeit. Ohne Zutun von Presse und Fernsehen hätten sich Idole wie Peter Kraus und Caterina Valente nicht bilden können. Man verweist ferner auf das Versagen der alten Generation, die eben durch ihre Begeisterung für den Nationalsozialismus das ganze heutige Elend über uns gebracht habe. Nur weil sich die „Starken“ als morsch erwiesen, hätten sich die „Halbstarken“ so breit machen können. Nicht selten schieben die Pfarrer die Schuld auf die heutige Priestererziehung. Man wähle genau jene „jugendnahen“ Priester zu Erziehern, die der Jugend eintrichtern, wie rückständig und reformbedürftig die heutige Seelsorge auf allen Gebieten sei. Gerade dadurch zerstöre man alle Ehrfurcht vor dem Alter, statt sie zu pflegen.

Aber das alles ist es nicht. Die wahren Gründe liegen dort, wo man sie gar nicht sucht: in der modernen Technik. Karl Marx hatte mit seiner Feststellung durchaus recht, daß die Menschen in der Entwicklung der Technik immer nur eine ganz harmlose Erleichterung der Arbeit sehen, dabei aber die soziologische und anthropologische Umschichtung durch die Technik übersehen. Die Technik hat nicht nur das industrielle Zeitalter, sondern auch das neue Menschenbild geschaffen. Unter ihrem Einfluß ist die ehemalige Würde der väterlichen Autorität sehr bald zerbröckelt. Auf dem Traktor sitzt nicht der alte Bauer, sondern sein Sohn. Der Vater hat keinen Führerschein, er versteht vom Traktor und den Zusatzgeräten herzlich wenig, er hat auch die Kurse für moderne Milchwirtschaft, neue Obstsorten, neue Methoden der Bewirtschaftung von Äckern und Wiesen usw. nicht mitgemacht. In allem und jedem muß er den eigenen Sohn um seinen Rat fragen und sich ihm unterordnen. Es wäre auch ganz wirkungslos, wollte er dem Sohn etwa damit drohen, daß er ihm bei Ungehorsam den Hof nicht übergeben wolle. Er muß froh sein, daß sein Sohn überhaupt daheimbleibt und nicht in die Fabrik oder Großstadt abwandert. Die alten Ideale sind wirkungslos geworden, dem Neuen aber steht der alte Mensch unsicher und orientierungslos gegenüber. Er kann nur resigniert seufzen: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“

Eine solche Umschichtung vollzieht sich gegenwärtig auch im Klerus. Der junge Kaplan kommt schon mit einem Auto an. Er bringt ein Magnetophon, einen Bildwerfer und einen Schmalfilmapparat mit. Er kennt die Organisation in der modernen Jugendarbeit und deren Leiter, er ist begeistert für die moderne Kunst, er will auf einem Altar gegen das Volk hin zelebrieren und wartet auf kommende große Neuerungen in der ganzen Liturgie. Der Pfarrer steht diesen Wogen oft ratlos und ablehnend gegenüber, er verliert seine frühere Sicherheit und hat kaum mehr den Mut, seinem Kaplan in allen diesen Dingen direkte Befehle zu erteilen.

So ziehen in die Seelsorge Dinge ein, die bedauerlich sind. Dazu zählt vor allem die Hast. Weil man mit dem Auto und den übrigen Maschinen natürlich sehr viel mehr leisten kann, achtet man zuletzt nur mehr auf die Quantität. Für die Stille der Betrachtung, für den leisen Gleichklang des Rosenkranzgebetes, für das Warten im Beichtstuhl, für eine sorgfältige Vorbereitung auf Schule und Predigt oder gar für eine längere Aussprache über seelsorgliche Fragen mit dem Pfarrer hat man keinen Sinn mehr. Man lebt mit der Uhr in der Hand, man tut immer zwei Dinge zugleich, man denkt schon an den Zweiten, während man noch mit dem Ersten spricht. Ein Inder, der durch Europa reiste, stellte bedauernd fest: „Der Europäer meditiert nicht mehr.“ Jener innere Quell, aus dem europäische Kultur entsproß, ist versiegt. Man führt Jugendgruppen an den Nil oder nach Grönland, man veranstaltet Ferienlager und Schikurse, man hält Gipfelmessen und Weihnachtsfeiern im Schnee. Aber alle Betriebsamkeit kann den „Verlust der Mitte“ nicht wettmachen. Alle Kunststücke einer noch so gelehrten Exegese können doch das Wort des Herrn nicht ungeprochen machen, daß Maria und nicht Martha den besseren Teil erwählt hat. Wie sehr diese moderne Hast auch in die heutige Seelsorge eingezogen ist, zeigt sich in keinem Lande deutlicher als im klassischen Land der Technik, nämlich in den USA. Ich war in Boston von einem Stadtpfarrer zum Abendessen eingeladen worden. Kaum war aber nach der Suppe das Fleisch aufgetragen worden, da waren Stadtpfarrer und Kapläne auch schon verschwunden. Telephon und Türklingel hatte sie vom Essen weg in die Kanzlei und in die Vereinsarbeit gerufen und sie kamen nicht wieder. Ich saß als Gast in einem fremden Hause bei der Festtafel allein. Ich besuchte in Milwaukee einen befreundeten Stadtpfarrer. Wir waren beim Mittagstisch allein, keinen von seinen drei Kaplänen habe ich zu Gesicht bekommen. Der P. Superior einer neuen Kongregation in den Südstaaten zeigte mir voll Stolz seine zwei neuen „Kapellenwagen“, in denen zwei Priester essen, wohnen und auch schlafen konnten. Jeden Sonntag fuhren die beiden Wagen hinaus auf die Überlandstraßen, blieben bei einem Rasthaus stehen und wandelten durch Herablassen der rückwärtigen Bordwand den Wagen in eine Kapelle um, in der nun auf dem Auto die Messe gefeiert wurde. Ein Lautsprecher trug die Predigt über 3 Kilometer hinaus auf die Straßen. Es ist bekannt, mit welchem unglaublichem Erfolg verschiedene Orden in den USA das katholische Schulwesen ausbauten. Man kann High Schools mit 3000 und mehr Schülern finden, Colleges und Universities mit mehr als 5000 Studenten. Manche Orden besitzen große Rundfunkstationen, andere betreiben Kohlengruben und blühende Farmen,

die die Supermarkets beliefern und durch ihre ausgezeichneten Produkte berühmt sind. Aber bei allem spüren zum Beispiel die Benediktiner, daß das ora gegenüber dem labora zu sehr in den Hintergrund tritt. Das Evangelium des Amerikaners beginnt zu sehr mit den Worten: „Am Anfange war die Tat!“

„Menschenmaschine“

Hinter der ganzen Technik steht die Philosophie der Aufklärung, die heute in den beiden mächtigsten Staaten, in den UdSSR und in den USA, unumschränkt herrscht. Wahr ist das, was vernünftig, zweckmäßig und erfolgreich ist. Jene Maschine ist die wahrste, die in kürzester Zeit die größte Leistung vollbringt. Im Zuge des technischen Denkens ist der Mensch zur „Menschenmaschine“ geworden, die De la Mettrie schon in der französischen Aufklärungszeit verkündet hat. Der wertvollste Geistliche ist der, der viel leistet, der mit seinen Predigten die Kirchen füllt, der viele Schulklassen übernimmt, der neue Kirchen und Pfarrheime baut, der praktische und erfolgreiche Ideen hat. Er erhält Anerkennungsschreiben und kirchliche Auszeichnungen, er entfaltet eine „segensreiche“ Wirksamkeit. Es wirkt sich hier die kalvinische Idee der USA aus, daß der Erfolg auch ein Zeichen der göttlichen Auserwählung sei. Aber was wird dann aus dem Pfarrer, der nicht mehr mitkann? Bei dem die körperlichen und geistigen Kräfte zu versagen beginnen? Bei ihm kommt es zur Katastrophe, es setzt der „Pensionsbankrott“ ein. Ein Pensionist ist ja für nichts mehr da, er ist nur mehr eine Last für die bischöfliche Finanzkammer, es wäre besser, der Herrgott würde ihn gleich zu sich nehmen. Solche Geistliche werden zu „Klebern“, sie fürchten sich vor dem Nichts, sie warten am liebsten, bis sie der Herrgott „pensioniert“. Wer schon in Pension muß, sucht sich wenigstens ein Hobby, denn für nichts mehr da zu sein, hält er einfach nicht aus. Hier wird offenbar, daß er zeitlebens für die äußere soziale Fassade gearbeitet hat, hinter der eine entsetzliche und gefürchtete Leere steht, die wir unbedingt, wenigstens durch seelsorgliche Aushilfen oder durch Mithilfe im Beichtstuhl übertünchen müssen.

Ist denn dieses aufklärerische Menschenbild richtig? Nein und abermals nein! Wir dürfen den Sinn für das Ontologische im Menschen nicht verlieren. Unser Blick muß über alle Talente und Erfolge hinweg bis zum eigentlichen und innersten Kern der Persönlichkeit vordringen, bis zur Existenz. In diesem seismatischen Ebenbild Gottes liegt die eigentliche Menschenwürde. Pythagoras, einer der größten Menschheitserzieher, hörte nicht auf, seinen Schülern die „Goldene Regel“ zu künden: „Habe jederzeit Ehrfurcht vor dir selbst!“ Kant hat im gleichen Sinn gelehrt: Reichtum und Schönheit, Witz und Talent mögen in der Welt immerhin von Nutzen sein, aber sie können auch zum Bösen mißbraucht werden. Das einzige, das auf dieser Welt ohne jede Einschränkung gut genannt werden kann, ist die innere lautere Gesinnung. In dieser moralischen Gesinnung liegt unsere Menschenwürde. Ein Mensch ohne diese moralische Gesinnung hätte keinen Wert, auch wenn er die höchsten Stellungen bekleidete und die bewundertsten Taten setzte. Wir können an das herr-

liche Schriftwort erinnern: „Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, dabei aber seine Seele verlöre⁴⁾?“ Soll die Existenz eines Eremiten wertlos sein, dessen Leben fern vom Getriebe der Welt wie ein heiliges Feuer einfach für Gott verglühte? Ist jene Mutter eine „Ballastexistenz“ geworden, die nun nichts mehr arbeiten kann, sondern nur noch mit ihrem liebenden Herzen für ihre Kinder da ist? Gibt es heute nicht einen Überfluß von solchen, die reden, aber einen Mangel an solchen, die zuhören können?

Richtiges Altern

Das richtige Altern ist eine Kunst, vielleicht von allen Künsten, die wir im Leben erlernen sollen, die allerwichtigste. Diese Kunst besteht zunächst darin, daß wir das Alter, wenn es an uns herankommt, annehmen, daß wir innerlich nicht dagegen remonstrieren, daß wir nicht nach außen hin so tun, als wären wir immer noch bei „voller körperlicher und geistiger Rüstigkeit“. Es ist einfach Gehorsam für die Wahrheit, daß wir uns und anderen nichts vorheucheln. Ich kannte einen Geistlichen, der keine Taufe oder Trauung in die Kirchenbücher eintrug und uns sagte, das sei er nicht gewöhnt, das habe er immer seinem Sekretär übertragen. Bei seinem frühen Tode stellte sich heraus, daß er wegen eines Gehirnleidens längst nicht mehr zum Schreiben fähig war. Wir haben ihm sein Getue als Hochmut ausgelegt und ihn sehr ungerecht behandelt. Aber warum sollten wir auch unser jeweiliges Lebensalter verleugnen? Ist die Kindheit der wertvollste Lebensabschnitt? Oder die Jugend? Oder das Alter? Nein, der menschliche Lebenslauf ist ein organisches Ganzes, in dem du die einzelnen Teile so wenig ablösen kannst, wie in einem Gemälde die einzelnen Farben, das Licht und den Schatten, sie alle gehören zusammen, sie alle sind für das Ganze notwendig. Das Alter ist nicht der Weg zum Nullpunkt, zum Ende und zum Aufhören, es ist vielmehr die Vollendung und Krönung, die Wanderung hin zum großen Tag, dem alles entgegengeht und an dem die Entscheidung fällt. Ohne Alter wäre in der Gesellschaft kein *aequilibrium*, die zentrifugale Kraft der Jugend und die zentripetale Kraft des Alters sind gleicherweise notwendig für die Entwicklung und Erhaltung jeder menschlichen Gesellschaft.

Wer aber das Alter annimmt, muß auch die Unpäßlichkeiten und Leiden geduldig annehmen. Er darf also kein „Dauerjammerer“ werden, der seiner Umgebung jeden Tag die Litanei seiner Beschwerden vorbetet. Er merke sich, was der Engländer Adam Smith über die Sympathiegefühle gesagt hat: Deine Mitmenschen werden mit Sympathie Anteil nehmen an deinen kleinen Freuden und an deinen großen Leiden. Deine großen Freuden erregen leicht Neid, deine kleinen Leiden aber halten sie für zumutbar und das ständige Klagen darüber für eine aufdringliche Belästigung⁵⁾.

Hat aber einer sein Alter mit Würde aufrichtig angenommen, lebt er nun wirklich seinen Lebensabschnitt, so hört die Konkurrenz mit seinem Kaplan auf, der ja einen anderen Abschnitt lebt. Wie aber beide Lebens-

⁴⁾ Mt 16, 26; Mk 8, 36.

⁵⁾ Theory of moral sentiments, London 1759.

abschnitte einander fordern und ergänzen, so sind nun auch Pfarrer und Kaplan aufeinander angewiesen, sie bilden ein Team, sie neiden einander die Erfolge nicht, sowenig sie die Lernerfolge den Kindern mißgönnen. Nur wer noch im Alter nach Jugendart wirken möchte, wird im Konflikte verbleiben.

Sinn des Alters

Das Ziel, zu dem das Menschenleben reifen soll, ist die Weisheit. Lebensweisheit wird erst dann möglich, wenn man das Ganze des Menschenlebens zu überschauen vermag. Die einzelnen Teile gewinnen in dieser Schau oft einen ganz anderen Wert: vieles, was uns früher bedeutsam erschien, wird jetzt klein, manches würden wir nicht mehr tun, vieles sehen wir als Irrweg. Platon sagte in seiner späten Lebensrückschau: „Meine Augen begannen erst klar zu sehen, da das Licht meiner körperlichen Augen stumpf geworden war.“ Schopenhauer sieht das Jugendalter wie eine Bergwanderung hinauf zum Gipfel, das Mannes- und Greisenalter aber als ein Abstieg auf der gegenüberliegenden Bergseite. Wie sich erst jenem der Blick in die „Jenseite“ öffnet, der bereits auf dem Gipfel angekommen ist, so kann erst jener das Ewige im vollen Gewicht werten, bei dem das rein Subjektive und Vergängliche zurückzutreten beginnt. Da entsteht etwas von der Schau *sub specie aeternitatis*.

In dieser Schau wird man nun zum Beispiel die ganze Technik anders beurteilen. Auch der reife Mensch bejaht sie, weil sie einen zweifachen Segen gebracht hat. 1. Die maschinelle und verbilligte Erzeugung von Konsumgütern machte diese Güter auch für solche erreichbar, die sonst nie an sie hätten denken dürfen, wie Autos, Fernsehgeräte, Waschmaschinen usw. Wir gönnen diese Güter allen und wollen sie nicht auf die Reichen beschränken. 2. Die Maschine verkürzt die Arbeitszeit in einem solchen Ausmaße, daß nun auch die Arbeiter nicht mehr reine Arbeitsklaven sind, sondern reichlich Möglichkeit für ihre geistige Entfaltung haben. Der reife Mensch aber sieht doch, daß die Technik kein einziges wirklich menschliches Problem löst. Die echten Fragen sind: 1. Was soll ich mir vom reichen Angebot an Waren kaufen? Das ist keine technische Frage mehr. Du kannst dich falsch entscheiden. Für Tausende wäre es vielleicht besser gewesen, sie hätten sich nie ein Auto oder ein Fernsehgerät gekauft. 2. Was mache ich mit meiner freien Zeit? Auch das kann die Technik nicht lösen. Wirtschaftsminister Professor Ludwig Erhard sagte: „Wir sind in Deutschland mit der Not fertig geworden. Unsere jetzige weit schwierigere Aufgabe ist es, mit dem Wohlstand fertig zu werden.“ Eine solche Schau verleiht eine gewisse Souveränität gegenüber der Technik und bewahrt vor dem Verfall in die Technik.

Eine ähnliche Souveränität verleiht diese reife Schau auch auf dem Gebiete der Kunst, wo die Diskussion über die „moderne Kunst“ zwischen Alt und Jung besonders heftig ist. Thomas von Aquin sagt sehr einfach: „Schön ist das, dessen Anblick erfreut“ (*pulchra enim dicuntur, quae visa placent*)⁶⁾. Er sagt aber nicht, daß es dem Kaplan, dem Pfarrer, dem Bischof oder dem Papst gefallen muß. Es ist also möglich, daß ver-

⁶⁾ S th I, q 5, a 4 ad lum.

schiedene Menschen verschiedenes für schön finden. Kant sagt gut: „Es gibt keine Beweise für das Schöne, es gibt nur eine Kritik des Geschmacks.“ Weil aber Kirchen und Bilder über die jetzigen Generationen hinaus bestehen werden, wird man gut tun, hier auf den Geschmack der Jugend besonders zu achten. Sie wird besser spüren, was eine kommende Generation vielleicht noch für schön halten wird. Wer aber weite Zeiträume überschaut und erlebt hat, wie der „neue“ Pfarrer jeweils die Renovation der Kirche durch seinen Vorgänger als „Kitsch“ abgelehnt hat, der wird sich hüten, den Geschmack irgendeiner Zeitepoche zu dogmatisieren. Es ist mehr als fraglich, ob viele der heutigen Werke vor dem Gericht der Geschichte so lange bestehen werden als die Werke von Leonardo da Vinci, Raffael oder Michelangelo. Keiner dieser Bewunderer solcher Werke wird sich darum seines Geschmacks schämen müssen.

Ähnlich ist es in den Fragen der Liturgie, deren Formen im Zusammenhang mit dem Konzil ganz besonders starken Wandlungen unterworfen sein dürften. Nichts ist natürlicher, als daß jedes Zeitalter Gott in seiner Form und auch in seiner Sprache anbetet. Wenn etwas auf der Welt echt und durchglüht sein soll, so gewiß das Gebet des einzelnen und das Gebet der Kirche. Georg Schilling hat in einer umfassenden Untersuchung gezeigt, wie schnell die Gewohnheit auch das Große und Heilige zur bloßen Schablone machen kann⁷⁾. Neue Formen sind schon aus psychologischen Gründen stets zu begrüßen, weil sie uns die Welt des Heiligen neu erkennen und tiefer erleben lassen. Aber auch hier dürfen wir nicht glauben, daß gewisse Neuerungen Patentlösungen für ewige Zeiten sein werden. Das Leben ist ständige Transzendenz und nie endendes Bemühen. Betsingmesse, zum Volk gekehrter Altar, Kommunion unter beiden Gestalten, Konzelebration und ähnliche Bestrebungen sind von der Gefahr der Gewohnheit genau so bedroht wie das lateinische Hochamt oder das lateinische Brevier. Solche Gedanken werden uns immun machen vor jeder hochmütigen Aburteilung des Alten.

Autorität

Die Lebensweisheit verleiht dem Alter von selbst eine gewisse Autorität. Weil nämlich alles Gegenwärtige nur aus seiner Geschichte verstanden werden kann, versteht derjenige auch die Gegenwart besser, der mehr von der Vergangenheit weiß. Es ist bezeichnend, daß der junge Präsident Kennedy in seiner schweren Entscheidung über die Kuba-Frage den Altpäsidenten Eisenhower um seinen Rat bat. Nikolaus Kopernikus, Giordano Bruno, Karl Marx und Lenin waren deshalb so erfolgreiche Revolutionäre, weil sie in der Geschichte so fundiert waren. So gesehen besteht zwischen Jugend und Alter kein Bruch, weil alles Neue stets im Schoße des Alten empfangen und aus ihm geboren wird. Cicero konnte sagen: „Genau wie ich einen jungen Menschen schätze, in dem eine Spur von Alter ist, billige ich einen alten Menschen, der noch das Aroma der Jugend hat.“ Papst Johannes XXIII. zeigt in seiner unglaublichen Beweglichkeit, in seinem sorglosen Hinwegschreiten über alte Formen und in seiner Weite gegenüber anderen Meinungen mehr Jugend als mancher

⁷⁾ Die Welt im Widerstreit zwischen Erlebnis und Gewohnheit, Frankfurt a. M., 1941.

junge Kaplan. Jugend und Alter dürfen darum nicht einfach mit den Geburtsdaten gemessen werden, sondern mit der geistigen Aufgeschlossenheit.

Wenn aber auch das Alter Autorität verleiht, so heißt das nicht, daß wir über veraltete europäische Formen in der Ausübung von Autorität nicht hinwegschreiten sollten. Der mittelalterliche Feudalismus wird auch in diesen Formen der modernen Demokratie Platz machen müssen. Ich fragte einen Kanonikus in Los Angeles, wie er unseren Klerus, den er von seinen Europareisen her gut kannte, eigentlich beurteile. Er kannte den österreichischen Klerus weniger, wohl aber den deutschen. Von den deutschen Geistlichen aber sagte er: „Sie kommen mir genauso vor wie unsere Leichenbestatter.“ Wir sind in den Augen des Amerikaners zu steif im Betragen, zu distanziert vom Volk, zu gravitatisch im Betonen unserer geistlichen Würde. Es wäre in den USA unmöglich, dem anderen die Autorität merken zu lassen. Der Generalvikar von Chicago verhandelte mit den vorsprechenden Pfarrern wie mit Freunden, bot ihnen eine Zigarre an und besprach dann fast unvermerkt auch den „amtlichen“ Fall. Ein in den USA schon durch viele Jahre als Professor wirkender Ordensmann gestand mir, er möchte auf keinen Fall mehr nach Europa zurück, weil er den hier herrschenden „Zwirn“ nicht mehr ertragen könnte. Diese Atmosphäre des demokratischen Zusammenlebens mildert die Gegensätze zwischen Jung und Alt. Im Priesterseminar St. Mary of the Lake der Diözese Chicago studieren etwa 400 Theologen. Jeder hat sein eigenes Zimmer, jeder ein eigenes Badezimmer mit WC, jeder einen gesonderten Abstellraum für sein Gepäck, und zwar sind es genau dieselben Räume, die auch jeder der Professoren bewohnt. Weil die Kapläne in den Pfarrhöfen in der Regel vollständig freie Station haben, wird das Verhältnis durch die leidigen Streitereien über Kost-, Bedienungs- und Heizgeld nicht getrübt. Es ist sicher, daß auch bei uns zur Besserung der Wohnungsverhältnisse für die Kapläne noch sehr viel geschehen müßte. Es geht nicht an, die Sache mit der Behauptung abzutun: „Bei uns hat der Kaplan schon immer in diesem Zimmer gewohnt.“ Dann ist es endlich Zeit, daß auch seine Wohnung einmal verbessert wird. Während die Arbeiter, Briefträger und Postmeister ringsum auf Pfarrgrund ihre schönen Häuser aufbauen, kann man es einem Akademiker nicht einfach in perpetuum zumuten, in einem einfenstrigen, dunklen, gegen den Hof zu gelegenen Zimmer zu hausen, während der Pfarrer vielleicht 4 Zimmer zu seiner Verfügung hat. Wenn man für Pfarrheime, Kinos, Zentralheizungen usw. viele tausende Schillinge ausgibt, so ist nicht einzusehen, warum man einem Kaplan nicht eine Zweizimmerwohnung mit Fließwasser einrichten kann. Wenn wirklich selbständige, geweihte, verheiratete Diakone (Laien-katecheten usw.) kommen werden, wird man ganz andere Investitionen für hierarchisch niedriger gestellte Geistliche machen müssen. Es ist immer vergiftend, Askese auf Kosten der Untergebenen zu betreiben.

Herzensgüte

Die reife Frucht des Menschenlebens, nach der wir durch ständigen Kampf gegen alle Verbitterung streben sollen, ist die Herzensgüte. Wer

sich eingesteht, daß auch er so oft im Leben versagt hat, daß auch er seinen Idealen in so vielen Dingen untreu wurde, daß auch er selbst in der Jugend von Abenteuerlust getrieben den Vorgesetzten viel Ärger bereitet hat, wird auch seinem engsten Mitarbeiter gegenüber in allem nachsichtig und gütig sein. Diese Güte wird nicht aufhören trotz des so oft verletzenden Verhaltens immer noch an den guten Kern bei seinem Mitbruder zu glauben. Das gute Einvernehmen und das Wohl des seelsorglichen Eifers wird einem mehr wert sein als die leidigen Schillinge für Wäsche oder Beheizung. Spürt aber der Kaplan dieses Wohlwollen, so ist damit schon jedem künftigen Konflikt der Boden entzogen. Zu einem Pfarrer kam ein Abbrändler in wirklich armseligen Verhältnissen. Weil der Pfarrer nichts hatte, sein unglückliches Pfarrkind aber auch nicht ohne jede Hilfe wegschicken wollte, ging er zu seinem Kaplan und bat um ein Darlehen von 1000 Schilling. Er hat seinem Kaplan das Geld nie zurückgezahlt, er hat ihm auch später noch vielen geldlichen Schaden gemacht, aber der Kaplan hat ihm nichts nachgetragen, weil er auch gegen ihn stets von derselben Herzensgüte war, weil er ihm nie ein Kostgeld verrechnet hat, weil er seinen Mitarbeiter gegen alle äußeren Angriffe immer ehrlich verteidigt hat und die Zielsetzungen seines Kaplans unterstützte, wo er nur konnte. Noch nach 40 Priesterjahren wanderte dieser ehemalige Kaplan zum Grab seines über alles geliebten Pfarrers wie zu einem Heiligtum. Diese Herzensgüte überwindet jeden Altersunterschied. Platon wurde mit 18 Jahren Schüler des 60jährigen Sokrates. Die selbstlose Güte seines Lehrers hat ihn aber so getroffen, daß er am Lebensende noch beten konnte: „Ich danke euch, ihr Götter, daß ich als Mensch geboren wurde und nicht als Tier. Ich danke euch, daß ich als Grieche geboren wurde und nicht als Barbar. Ich danke euch aber ganz besonders dafür, daß ich zu einer Zeit geboren werden durfte, wo ich Sokrates zum Lehrer hatte.“ Dasselbe wiederholt sich bei der Lebensrückschau so mancher Priester, die ihrem einstigen Pfarrer eine Liebe bewahren weit über das Grab hinaus. Wo die Flamme der Herzensgüte aufleuchtet, dort schwindet jede Kritik, dort erlischt auch jede Bitterkeit, dort kann gar kein echter Streit aufkommen. Wer würde auch seiner Mutter nachtragen, daß sie schulmäßig nicht gebildet war oder daß sie manchmal etwas verlangte, was gar nicht richtig war? So führt uns auch diese Untersuchung über die Gegensätze von Jugend und Alter im Klerus hinauf zu jener letzten Weisheit, in der alle Fragen ihre wirkliche Lösung finden: „Jetzt aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, am größten von ihnen aber ist die Liebe⁸⁾.“

⁸⁾ 1 Kor 13, 13.